

Preis 10 Pfg.

Wilnaer Zeitung

1916

Der Bezugspreis für die täglich erscheinende Wilnaer Zeitung beträgt 1 Mark 50 Pfg. monatlich. Alle deutschen Post- und Feldpostanstalten nehmen Bestellungen auf die Wilnaer Zeitung zum Preise von 4 Mark 80 Pfg. für das Vierteljahr entgegen. Verlag, Schriftleitung und Geschäftsstelle der Wilnaer Zeitung: Wilna, Kleine Stephan-Strasse 23.

Anzeigenpreise: Die sechsgespaltene Petitzeile 30 Pfg., für Wohnungsanzeigen und Stellengesuche 20 Pfg. Die ganze Seite 200 Mark, Bruchteile der Seite bis zu einer Viertelseite werden entsprechend berechnet. Reklamezeile 1 Mark. Anzeigen-Annahme unter Vorbehalt der Zensur durch alle Annoncenbüros u. in der Geschäftsstelle der Wilnaer Zeitung.

Kriegsausgabe | Sonntag, den 23. Januar 1916 | No. 4

Lebensmittelversorgung des besetzten Gebiets.

Eins der wichtigsten wirtschaftlichen Probleme in diesem Kriege ist die Versorgung der okkupierten Gebiete mit Lebensmitteln. In dem uns aufgezwungenen Kriege haben unsere Truppen im Osten und Westen Landstriche besetzt, die von rund 25 Millionen Menschen bewohnt sind. Während die eroberten Teile Frankreichs und Belgiens sich zum grossen Teil aus eigener Kraft wirtschaftlich erhalten können, liegen die Verhältnisse im Osten ganz erheblich viel ungünstiger. Das hier besetzte Land war im Frieden auf sehr umfangreiche Zufuhr aus andern russischen Gebieten angewiesen, die durch den Krieg abgeschnitten worden ist. Ersatz kann nur aus Deutschland beschafft werden und wird in der Tat in ausgedehntem Masse geleistet. Obgleich diese Fürsorge von der Bevölkerung im allgemeinen dankbar anerkannt wird, erscheint es doch angebracht, noch einmal mit Nachdruck darauf hinzuweisen.

Wie liegen die Dinge? Unsere Feinde unter der Führung Englands streben unter grober Verletzung des Völkerrechts dahin, Deutschland auszuhungern, und zu vernichten. Es wäre also eine durchaus berechtigte Gegenmassnahme, wenn Deutschland seine wirtschaftlichen Kräfte allein dazu verwendete, sich verteidigungsfähig und kriegstüchtig zu erhalten, und wenn es durch wirtschaftlichen Druck auf die eroberten Lande die Feinde zur Abkehr von ihrer barbarischen Kriegsführung zu zwingen versuchte. Dass es aber nicht diesen Weg beschreitet, sondern im Gegenteil den besetzten Gebieten weitgehendste Fürsorge zuwendet, kennzeichnet nicht nur seine wirtschaftliche Stärke und Zuversicht, sondern ganz besonders auch die Höhe seiner Kultur. Ungeachtet des gegen das ganze deutsche Volk gerichteten Vernichtungsplanes der Feinde gilt für Deutschland noch immer der Grundsatz, dass der Krieg mit dem feindlichen Heere und nicht mit der friedlichen Bevölkerung geführt wird.

Alle Härten, die der Krieg mit sich bringt, lassen sich freilich nicht abwenden. Die Verteuerung der Lebensmittel ist eine natürliche Folge des Krieges. Sie besteht überall, in den Ländern unserer Feinde stärker als bei uns und am stärksten in Russland. Die Nachrichten aus dem Innern des Reiches reden eine eindringliche Sprache. Darüber können die Bewohner der russischen Grenzgebiete deshalb nicht im Zweifel sein, dass ihre Lage viel ernster geworden wäre, wenn die geordnete deutsche Verwaltung die alte Herrschaft n i c h t verdrängt und die Regelung der Volksernährung nach Grundsätzen übernommen hätte, die den in Deutschland geltenden entsprechen.

Norwegens strenge Neutralität.

Drahtbericht des W. T. B.

Kristiania, 22. Januar.

In der Thronrede, mit der der König das Storthing gestern eröffnete, heisst es: Das freundschaftliche Verhältnis zu allen Mächten wurde während der Verhandlungen aufrecht erhalten, die Norwegen und die Kriegführenden, jeder zum Schutze seiner Interessen, über die Vorgänge führte, die der Krieg veranlasste, unter Beobachtung strenger Neutralität nach allen Seiten arbeitet Norwegen dahin, die Gefahr abzuwenden und die Hindernisse für unser Wirtschaftsleben zu entfernen oder einzuschränken; sowohl die Hindernisse, die jeder Krieg in unserer Nähe bewirkt, als auch solche, die sich den Neutralen von Veranstaltungen entgegenstellen, die als nach dem Völkerrecht nicht erlaubt angesehen werden müssen. In diesen Zeiten gewährt es besondere Befriedigung festzustellen, daß Norwegen gerade in seiner Arbeit zur Wahrung der Rechte der Neutralen die guten Beziehungen zu Dänemark und Schweden aufrecht erhalten hat. — Die Thronrede nennt ferner eine Anzahl von der Regierung getroffene Veranstaltungen und kündigt eine Vorlage über Massnahmen gegen die Teuerung sowie eine Vorlage über ausserordentliche Massnahmen zur Stärkung der Verteidigung zu Lande und zu Wasser an.

Die österreichische Streife durch Montenegro.

Wien, 22. Januar.

Amtlich wird verlautbart:

Russischer Kriegsschauplatz:

Gestern fand an der ganzen Nordostfront Geschützkampf statt. Bei Berestiany in Wolhynien wiesen unsere Truppen russische Streifkommandos ab. Heute in der Frühe begann der Feind wieder mit seinen Angriffen gegen Teile unserer bessarabischen Front. Wir schlugen ihn zurück.

Italienischer Kriegsschauplatz:

Die Tätigkeit der italienischen Artillerie war gestern in mehreren Abschnitten der küstenländischen und der Dolomitenfront lebhafter als in den letzten Tagen. Auch Riva wurde wieder aus schweren Geschützen beschossen.

Südöstlicher Kriegsschauplatz:

Die Waffenstreckung des montenegrinischen Heeres, die die Vorbedingung für weitere Friedensverhandlungen bildet, ist im Gange. Die österreichisch-ungarischen Truppen traten zu diesem Zwecke — jede Feindseligkeit unterlassend — den Vormarsch in das Innere des Landes an. Die montenegrinischen Soldaten haben, wo sie mit unseren Abteilungen zusammentreffen, die Waffen abzulegen und können, wenn dies ohne Widerstand geschieht, in ihren Heimatsorten unter angemessener Aufsicht ihrer Beschäftigung nachgehen. Wer Widerstand leistet, wird gewaltsam entwaffnet und kriegsgefangen abgeführt. Eine solche durch militärische Gründe sowie durch die Eigenart des Landes und seiner Bevölkerung bedingte Lösung wird am raschesten dem seit langen Jahren vom Kriege heimgesuchten Montenegro den Frieden widerzugeben vermögen. Das montenegrinische Oberkommando wurde in diesem Sinne unterrichtet.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabs:
v. Hoefer, Feldmarschalleutnant.

*

An Amtlicher Stelle liegen in Berlin keine Nachrichten vor, die die italienischen Meldungen vom Abbruch der Verhandlungen Montenegros mit Oesterreich-Ungarn bestätigen, dagegen wird in politischen Kreisen vielfach angenommen, die Durchführung der Entwaffnung stosse auf Schwierigkeiten, die das Endresultat verzögern. Der Aufenthalt des Königs Nikita ist unbekannt.

Die Stadt Molde in Flammen.

Drahtbericht des W. T. B.

Kristiania, 22. Januar.

In Molde brach gestern Nachmittag an verschiedenen Stellen Feuer aus, das sich infolge des Sturmes rasch ausdehnte. Die Telegrafenstation war eine Zeit lang stark bedroht. Alle Verbindungen ausser mit Aalesund und Kristiania sind unterbrochen. Die Funken trugen den Brand in das Innere der Stadt.

*

Das Feuer in Molde konnte gegen 4 Uhr morgens gelöscht werden. Von Aalesund gehen Dampfer mit Lebensmitteln und Kleidern nach Molde. Der Schaden beträgt etwa zwei Millionen Kronen. 40 bis 60 Häuser sind niedergebrannt. Die Not ist gross, da die Opfer zum grössten Teil arm und nicht versichert sind.

*

Nach einer Meldung des Lokalanzeigers aus Kristiania sind in Molde bisher 1100 Personen obdachlos. Der Schaden wird auf etwa 5 Millionen Kronen berechnet.

*

Wenn auch Molde nicht zu den Grossstädten Norwegens wie Bergen, das erst kürzlich wie berichtet, von einem gewaltigen Feuer heimgesucht wurde, so ist es doch ein den Touristen durch seine landschaftlichen Schönheiten wohlbekanntes Städtchen.

Deutscher Heeresbericht vom 22. Januar.

Amtlich durch W. T. B.

Großes Hauptquartier, 22. Januar 1916.

Westlicher Kriegsschauplatz:

Südöstlich von Ypern zerstörten wir durch eine Minensprengung die feindlichen Gräben in einer Breite von 70 Metern. Unsere Stellungen zwischen der Mosel und den Vogesen, sowie eine Anzahl von Ortschaften hinter unserer Front wurden vom Feinde ergebnislos beschossen.

Oestlicher Kriegsschauplatz:

Bei Smorgon und vor Dünaburg Artilleriekämpfe.

Balkankriegsschauplatz:

Nichts Neues.

Oberste Heeresleitung.

Eisenbahnunglück in Italien.

Viele Personen getötet.

Drahtbericht des W. T. B.

Zürich, 22. Januar.

Nach der Neuen Züricher Zeitung wird aus Mailand berichtet, dass bei Vigodarzere in Venetien zwei Züge zusammengestossen sind, einer der Züge war mit drei Maschinen bespannt. Den ersten Meldungen zufolge sind viele Personen getötet oder verletzt worden. Einzelheiten fehlen noch.

Viktor v. Podbielski †

Der preussische Staatsminister und Minister für Landwirtschaft, Forsten und Domänen a. D. Viktor v. Podbielski ist in Berlin einem Herzschlage erlegen.

General Viktor von Podbielski, geboren am 26. Februar 1844 in Frankfurt a. O., war ein Sohn des späteren Generalinspekteurs der preussischen Feldartillerie Theophil von Podbielski, der im Kriege 1870 durch sein lakonisches „Nichts Neues vor Paris“ sich sprichwörtliche Berühmtheit erworben hat. Mit dem Brandenburgischen Ulanen-Regiment Nr. 11 zog er 1864 in den Krieg gegen Dänemark, und schon damals fiel der junge Offizier den Vorgesetzten durch seine Tüchtigkeit auf. Podbielski kam nach Beendigung des Feldzuges zur Kriegsakademie, wo er militärwissenschaftlichen Studien oblag. Am österreichischen Feldzuge 1866 nahm er als Adjutant der 6. Infanterie-Division teil. Es erfolgte sodann sein Uebertritt in das 1. Hannoversche Dragonerregiment Nr. 9, in dem er zum Premierleutnant befördert wurde, als im Jahre 1870 der Krieg gegen Frankreich ausbrach. Der junge Offizier hat sich in diesem Feldzug auf das rühmlichste ausgezeichnet, und manche seiner Heldentaten sind vom Generalstab für würdig erachtet worden, der Nachwelt in den grossen wissenschaftlichen Publikationen des Generalstabs über den französischen Feldzug zur dauernden Erinnerung überliefert zu werden. Für seine Tapferkeit und hervorragenden Leistungen im Feldzuge verlieh ihm der König nicht nur das Eiserne Kreuz, sondern er wurde auch schon 1871 als Hauptmann in den Generalstab versetzt, den er 1880 erst 36 Jahre alt, als Major verliess. 1886 wurde er mit der Führung des Regiments der Ziethenhusaren in Rathenow beauftragt und erhielt 1888 die Beförderung zum Oberst, 1890 wurde er unter Beförderung zum Generalmajor an die Spitze der 34. Kavalleriebrigade berufen. Aber schon im folgenden Jahre reichte er seinen Abschied ein, um sich endgültig der Bewirtschaftung seines Gutes Dallmin im Kreise Westprignitz zu widmen. 1893 finden wir ihn als Reichstagsabgeordneten wieder, Am 30. Juni 1897 wurde General von Podbielski als Nachfolger des genialen Schöpfers der Reichspost Stephan in das Staatssekretariat des Reichspostamts berufen. Er zeigte ein grosses Verständnis für die Bedürfnisse und Anforderungen des modernen Verkehrs und entfaltete eine überaus rührige amtliche Wirksamkeit. Am 5. Mai 1901 übersiedelte Podbielski in das preussische Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten. In dieser Stellung hat der Dallminer Gutsherr ganz Ausgezeichnetes für die Entwickelung unserer Landwirtschaft geleistet. Fünfeinhalb Jahre lang bis zum 12. November 1906, war Podbielski preussischer Landwirtschaftsminister, dann trat er von seinem Posten zurück, um sich ganz ins Privatleben zurückzuziehen. Aber Viktor von Podbielski war nicht geschaffen, um dauernd ein Leben in ländlicher Stille zu ertragen, Arbeit und Wirken im Dienste der Oeffentlichkeit und des Allgemeinwohls war diesem nie rastenden Manne ein tiefes Bedürfnis, und so hatte er sich ein neues Tätigkeitsfeld geschaffen in der Organisation des deutschen Sportes, der ihm unendlich viel verdankt. Als Vorsitzender des deutschen Reichs-Ausschusses für die olympischen Spiele hat Podbielski sich grosse Verdienste um die Entwicklung des deutschen Sportes erworben.

Englische Seetyrannei.

Drahtbericht des W. T. B.

Kopenhagen, 22. Januar.

Die grossen Passagierdampfer, der dänischen Amerikalinie, die ein für alle mal gezwungen sind, auf der Heimfahrt zur Durchsuchung von Ladung und Passagieren Kirkwall anzulaufen, werden jetzt auch auf der Ausfahrt regelmässig von den Engländern belästigt. Gestern wurde der Dampfer „Hellig Olaf“ im Atlantischen Ozean von einem englischen Hilfskreuzer aufgebracht und nach den Hebriden geschafft.

New York, 22. Januar.

Drahtbericht des W. T. B.

Seit mehr als einem Monat sind hier Postsendungen aus Deutschland, besonders Briefe, Zeitungen und Zeitschriften, nicht mehr eingetroffen, sodass man annehmen muss, dass seit Anfang Dezember die deutschen Postbeutel für Amerika von englischen Schiffen beschlagnahmt worden sind.

Oberst House auf dem Weg nach Berlin. Das W. T. B. verbreitet folgende Nachricht: Vor kurzem wurde von Reuter aus London die Nachricht in die Welt gesetzt, Oberst House, der Vertrauensmann des Präsidenten Wilson, halte es für überflüssig, nach Berlin zu kommen, und beschränke daher seinen Besuch auf London und Paris. Diese Nachricht ist vollständig falsch. Oberst House hat Aufträge des Präsidenten Wilson nicht nur für die Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika in London und Paris, sondern auch für den Botschafter in Berlin. Oberst House wird nach den bisher getroffenen Dispositionen Ende dieser Woche auf vier bis fünf Tage nach Paris und dann über die Schweiz nach Berlin kommen, wo er Ende nächster Woche erwartet und vielleicht fünf bis sechs Tage verweilen wird. Oberst House wird Gast des amerikanischen Botschafters Gerard sein.

Die Freilassung nicht waffenfähiger Zivilgefangener. Nach der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ trafen die deutsche und französische Regierung eine Vereinbarung wegen der Freilassung nicht waffenfähiger Zivilgefangener, die die bisherigen Verabredungen erheblich erweitert. Freigelassen werden können Frauen und Mädchen, männliche Personen unter 17 und über 55 Jahren und Männer zwischen 17 und 55 Jahren, die wegen ihres körperlichen Zustandes zur Erfüllung der Militärpflicht völlig untauglich sind. Ausgenommen sind Personen, die wegen gemeiner Verbrechen oder Vergehen mit Einschluss derer, die gegen die Sicherheit des Staates begangen sind, sich in Untersuchungs- oder Strafhaft befinden, und Geiseln.

Englische Kriegsschiffe an der holländischen Küste.

Drahtbericht des W. T. B.

Rotterdam, 22. Januar.

Der Nieuwe Rotterdamsche Courant meldet: Gestern kreuzte wiederum ein aus zehn Kreuzern zusammengestelltes englisches Geschwader nördlich von Ameland.

Fieberhafte Ministertätigkeit in Rom. Aus Italien kommen Meldungen von fieberhafter Tätigkeit der Minister, die ununterbrochen Beratungen abhalten. Salandra kehrte nach Rom zurück und berief den Ministerrat. Sonnino empfing den montenegrinischen Konsul, den russischen Gesandten, besuchte den König und konferierte mit dem Kriegsminister Zupelli. Eine Erklärung hierzu liegt vielleicht in den Schwierigkeiten, in denen das italienische Kabinett sich befindet. — Im sozialistischen Nationalkongress betonte der Präsident vor Eintritt in die Tagesordnung erneut, dass alle Sozialisten energisch aus tiefstem Herzen gegen den Krieg protestieren (stürmische Beifallsbezeugungen im ganzen Kongress). Die römische Tribuna hebt hervor, dass auf dem Kriegsrat der Entente, zu dem Italien nicht zugezogen war, der Hauptgegenstand die albanische Frage gewesen sei.

Deutsch-persischer Wirtschaftsverband. Unter dem Vorsitze des persischen Generalkonsuls Kirsten wurde, wie aus Hamburg telegraphiert wird, ein „Deutsch-persischer Wirtschaftsverband“ gegründet. Zwecks Förderung wirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Beziehungen zwischen Deutschland und Persien nach dem Kriege.

Der Kaukasus gegen Russland. Die Zeitung „Kaukaskaja Rjetsch“ meldet, dass die Armenier, Georgier und alle christlichen Bewohner des Kaukasus sich mit den Muselmanen zum Kampf gegen Russland vereinigt hätten. — Die Petersburger Rjetsch bemerkt hierzu, dass die Unterdrückung der Polen, Finnen und Ukrainer sowie anderer fremder Völker durch Russland dessen Stellung untergrabe.

Kurze Nachrichten. Der Regierungsrat Oesterreich aus München-Gladbach ist in die deutsche Zivilverwaltung für Litauen berufen worden.

Kaiser Franz Josef teilte am Tage vor der Ankunft Kaiser Wilhelms in Nisch dem Zaren Ferdinand telegraphisch die Ernennung zum Feldmarschall der österreichisch-ungarischen Armee mit. König Ferdinand dankte gleichfalls telegraphisch.

Lloyds melden: Der britische Dampfer „Southerland“ wurde am 17. Januar versenkt. Die Besatzung wurde am 20. Januar in Malta gelandet. Ein Laskare wurde getötet.

Den Berliner Morgenblättern zufolge meldet die „Wiener Zeit“ aus Genf: Der Vierverband erklärt das Mittelländische Meer östlich von Malta als Kriegszone.

Nach einem Telegramm aus Cölleda wurde bei der Reichstagsersatzwahl im Wahlkreise Merseburg 6 (Sangerhausen) wurde mit 6042 von 6045 abgegebe-

---

Karl Stauffer-Berns Lebensweg.

Zu seinem 25jährigen Todestage.

Von

G. Koldemanz.

Als Karl Stauffer-Bern am 24. Januar 1891 in Florenz im Alter von noch nicht 34 Jahren starb, litt die Wertschätzung seiner gewaltigen Künstlerschaft unter dem Eindrucke der bitteren Schicksalsschläge, die seine letzten Lebensjahre umschatteten. Die Katastrophe seines Liebesromans hatte seinen Namen dem Klatsch ausgeliefert; die Welt vergass, dass dieser so jung Verblichene in seinem graphischen Werk den Höhepunkt dessen erreicht hat, was seit Dürers Tagen in Deutschland im Kupferstich geleistet worden ist. Seine Radierungen waren mit dem Auge des Malers gesehen und die plastische Form des Lebens hat er später als Maler wiedergegeben. Otto Brahm war der erste, der in seinem Staufferbuch durch Veröffentlichung eines Teiles seiner Briefe und Gedichte für den verkannten und misshandelten Freund eintrat. Später hat dann Max Lehrs in dem beschreibenden Verzeichnis der Radierungen und Stiche des Künstlers sein graphisches Werk weiteren Kreisen erschlossen. Hans Hopfen hat ein Jugenderlebnis Stauffers im „Schweizer Karli“ zu einer Novelle geformt und Karl Schaefer machte sein Leben zum Gegenstand eines autobiographischen Romans. Diesem aus Wahrheit und Dichtung entstandenem Werke hat die Familie des schweizerischen Malerdichters nun kürzlich seine noch nicht veröffentlichten Familienbriefe und Gedichte gegenübergestellt, die als Vorrede die schlichten biographischen Aufzeichnungen der Mutter des Künstlers enthalten.

In Trubschachen im Emmenthal kam nach gewitterschwerem Morgen am 2. September 1857 Karl Stauffer zur Welt. Er war ein Pfarrersohn; sein Vater neigte zur Schwermut, mit der auch der Sohn im Leben zu kämpfen hatte. Als Schüler war er wenig aufmerksam, aber sein Nachahmungstrieb offenbarte sich besonders stark beim Zeichenunterricht. 1874 kam er zu einem Dekorationsmaler in München als Lehrling, lief aber schon nach einem halben Jahr aus der Lehre und schlug sich kümmerlich als Stubenmaler durch. Dann trieb er wieder daheim landschaftliche und dekorative Studien. Ein Stipendium ermöglichte ihm den Besuch der Münchner Akademie, wo er bei Raab nach Modell zeichnete und später Schüler von Löfftz wurde. Trotz guter Zeugnisse entzog man ihm sein Stipendium, und so suchte er 23 jährig sein Heil in Berlin, wo die Mutter eines früheren Mitschülers des Malers Katsch ihm Gastfreundschaft gewährte. Anton v. Werner nahm ihn als Schüler auf und besorgte ihm Aufträge Er musste an den Café Bauer Wandbildern mitmalen, bemalte einen Fächer der Prinzessin Auguste Viktoria in Aquarelltechnik und erhielt für das Bild seines Ateliernachbars Klein die goldene Medaille. Mit einem Schlage wird er bekannt, macht den Zug nach dem „Berliner Westen“ mit und erhält lohnende Porträtaufträge. Er malt ein Altarbild, den Leibarzt des Kaisers Lauer, den Chirurgen Bardeleben und den Theaterdirektor L'Arronge für 2000 Mark.

Doch trotz aller Erfolge macht ihm das Bildnismalen viel Aerger und Verdruss, als er es darin zur Meisterschaft gebracht hat, gibt er diesen einträglichen Kunstzweig auf und entfaltet von Anfang 1884 an vier Jahre lang eine fruchtbare Tätigkeit als Porträtradierer. Sein Freund Peter Halm regt ihn zu den ersten Versuchen an. Dessen lebensgrosser Kopf ist sein erster Radierversuch, dann entstehen 1885 seine fünf Selbstbildnisse, das Bildnis seiner Schwester Sophie und die beiden Menzel-Köpfe. 1887 entsteht sein Meisterwerk, das Porträt seiner Mutter und dann im nächsten Jahr die drei Bildnisse vom deutschen Parnass, Gottfried Keller in ganzer Figur sitzend, und die Köpfe von Konrad Ferdinand Meyer und Gustav Freytag, den er auch im Staatsauftrag für die Berliner Nationalgalerie malte.

Die Erkenntnis, dass er als Maler im Koloristischen sich nie würde genügen können, hat ihn zur Radierung gebracht und über diese Kunst, in der er das höchste Können entwickelte, kam er, dem die Form ein stärkeres Ausdrucksmittel als die Farbe war, zur Bildhauerei. Seine letzte graphische Arbeit ist der technisch geradezu vollendete Stich der Frau Lydia Welti-Escher, der Gattin seines Schulfreundes Welti, die er 1885 in der prächtigen Besitzung Weltis am Züricher See kennen lernte. Dieser Frau hat der Künstler bis in den Herbst 1889 hinein in Briefen sein innerstes Sein offenbart. Nach dem Freytag-Bild hatte der Künstler einen lebensgrossen Gekreuzigten angefangen, fühlte aber bald, dass er über eine Studie nicht hinauskommen würde.

In dieser Zeit fing Stauffer an, sich mit dem Rüstzeug des Bildhauers zu versehen. Um seinen künstlerischen Gewissenskonflikt zu beenden, ging er nach Paris, nach Belgien und Holland, Paris enttäuschte ihn, aber in Holland wirkte die Landschaft so stark, dass er nach kurzem Aufenthalt in die Schweiz geht, um sich als Landschaftsmaler zu versuchen. Auf der Reise sprach er bei Frau Lydia vor und hier kam der Wendepunkt seines Lebens. Das Ehepaar Welti riet ihm, für fünf Jahre nach Italien zu gehen und dort ganz unabhängig seinem künstlerischen Schaffen zu leben. Für das zur Verfügung gestellte feste Gehalt sollten alle Schöpfungen Stauffers in dieser Zeit Eigentum der hilfreichen Freunde sein. Stauffer nahm an und war von 1888 an in Rom als Bildhauer tätig. Ein „Adorant“ war sein erstes plastisches Werk, ein „Speerwerfer“ folgte. Beide Arbeiten wandelten auf dem klassizistischen Spuren Adolf Hilde-

nen Stimmen der Handelskammersyndikus **Hirsch-Essen (Nationalliberal)** gewählt. Ein Gegenkandidat war nicht aufgestellt.

Die österreichische Regierung verständigte den Wiener Botschafter der Vereinigten Staaten, dass kein österreichisch-ungarisches Unterseeboot bei dem Untergang der „Persia“ in Betracht komme.

Nach den neuesten Meldungen der Morgenblätter aus Italien besteht kein Zweifel mehr, dass die italienischen Truppen aus Albanien zurückgezogen werden.

Ein westeuropäischer Zollverband?

Runcimans Forderung, die Boykottierung Deutschlands auch nach dem Kriege fortzusetzen und selbst die Neutralen zur Teilnahme zu drängen, beschäftigt die öffentliche Meinung in den feindlichen Staaten lebhaft. Nun gibt der in wirtschaftlichen Kreisen der Zentralmächte augenblicklich wieder rege erwogene Plan des mitteleuropäischen Wirtschaftsbundes der Debatte neuen Stoff. Eifrig wird das Projekt eines westeuropäischen Zollverbandes besprochen.

Plötzlich aber erheben sich in Frankreich gegen Englands Pläne Stimmen des Widerspruches. Der Abgeordnete Chaumet erklärte mit dürren Worten im Pariser „Journal“, die industrielle Lage Frankreichs sei Englands; Zollpolitik müsse doch vor allen Dingen eigne Interessen im Auge haben und chauvinistische Erwägungen dürften nicht zu Entschlüssen leiten, die sich späterhin bitter rächen könnten.

Der aufmerksame Beobachter kann hier mancherlei herauslesen. Einmal, dass einsichtige Franzosen die englische Vorherrschaft bei dem geplanten Zollbund als gegeben ansehen. Und auch dass Frankreich bereit ist, seine wirtschaftliche Unabhängigkeit gegen den Verbündeten von heute zu verteidigen. Aber allein die Bedeutung, die Englands Stellung im Vierverband durch die ganze Erörterung gewinnt, ist für uns von einschneidendem Interesse. Die Stimmung im Vierverbande dem britischen Inselreich gegenüber muss doch recht kühl sein, wenn man die wirtschaftliche Isolierung einem Zollbunde mit dem heutigen Freunde vorzieht. Aber noch eine andere Feststellung ist zu machen: Den Zentralmächten ist ihre wirtschaftliche Konsolidierung auf Grundlage der Innenwirtschaft geglückt, was man an sich schon als einen schweren Schlag für unsere Gegner bezeichnen darf. Darüber hinaus ist ihnen selbst der wirtschaftliche Zusammenschluss misslungen, was wiederum die Unmöglichkeit des ungefähren Ausgleiches der Ein- und Ausfuhrzahlen bedeutet. Für England besagt dies eine schwere Schädigung, die aber durch Monopolisierung des kolonialen Marktes behoben werden kann. Für Frankreich handelt es sich um Lebensfragen.

Nennenswerter Kolonialbesitz ist nicht vorhanden, der alleinige Bezug aus England und Dominions ist politisch sehr gefährlich und muss zu einem Abhängigkeitsverhältnis leiten, das sich in seinen Folgen von dem benachbarten Zollbunde kaum unterscheiden würde. Falls die massgebenden französischen Kreise diese Lage überblicken und die entsprechenden Entschlüsse fassen, darf man immerhin auf Veränderungen auf Seiten unserer Gegner rechnen.

Wir selbst werden uns zwar Entbehrungen auferlegen müssen, aber unsere wirtschaftliche Unabhängigkeit werden wir uns auch über die Kriegszeit hinaus bewahren können und in ihr dürfen wir die beste Sicherung einer gedeihlichen politischen Weiterentwicklung erblicken.



Ein Drama in der Luft.

Die folgende in den Daily News veröffentlichte Schilderung eines Luftkampfes ist dem Briefe eines in deutsche Gefangenschaft geratenen englischen Fliegeroffiziers entnommen. „Wir befanden uns in grosser Höhe“, erzählt der englische Flieger. „B. sass als Führer hinter mir, ich war als Beobachter tätig. In einer Höhe von 2000 Fuss wurden wir in einen Kampf mit deutschen Flugzeugen verwickelt. Schliesslich barst ein feindliches Geschoss knapp neben unserm Apparat. Ich hörte das Sausen eines Metallstückes, das dicht über meinem Kopf dahinpfiff. Unser Flugzeug kam aus dem Gleichgewicht, senkte sich mit dem Vorderteil abwärts und schwankte fürchterlich. Wir glitten mit ausserordentlicher Geschwindigkeit abwärts. Soviel ich zu beobachten vermochte, fielen wir innerhalb 20 Sekunden um 5000 Fuss. In diesem Augenblick sah ich mit einer jähen Kopfwendung um mich, und ich erblickte den Führer starr, mit harabgefallenen, reglosen Armen auf seinem Sitz. Sein Kopf blutete aus einer grossen Wunde. Er war tot. Das Umsehen, feststellen des Todes meines Führers und die folgende Ueberlegung — das alles ging blitzschnell, fast im Unterbewusstsein vor sich, das Werk einer Sekunde. Ich erkannte sofort, dass die einzige Möglichkeit, mich vor dem Zerschmettern zu retten, darin bestand, die Führung des herrenlos gewordenen Apparates zu übernehmen. Ich kletterte also auf den hinteren Sitz — den Führerplatz, auf dem der tote B. zurückgelehnt sass. Da es nicht anders ging, setzte ich mich auf den Schoss des Toten, und ergriff mit beiden Händen die Steuerung. Es gelang mir die Maschine aus ihrem schwankenden Abwärtsgleiten ins Gleichgewicht zu bringen. Ich bekam den Mechanismus des Apparates in meine Gewalt und landete im letzten Augenblick glatt auf festem Boden. Dieser Flug durch 5000 Fuss, währenddessen ich auf dem Schoss des Toten gesessen habe, hatte mein ganzes Nervensystem in Aufruhr gebracht. Ich erlitt einen Nervenshock und vermochte mich während zweier Tage an nichts zu erinnern. Allmählich erst kam mir wieder das ganze Geschehen zum Bewusstsein, das sich wie ein blitzartiger Traum abgespielt hatte.“

Vizepräsident Dove †

Professor Dove, der Vizepräsident des Reichstags, ist in Berlin im Alter von 71 Jahren gestorben.

Professor Dove war am 11. Dezember 1853 in Berlin geboren. Nachdem er verschiedene Richterämter bekleidet hatte, wurde er 1889 Syndikus der Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft und 1902 Syndikus der Handelskammer zu Berlin. Dem Reichstag gehörte er seit 1903 als fortschrittlicher Vertreter des Wahlkreises Merseburg 2 (Wittenberg-Schweinitz) an.

Die überlisteten Japs. In Jena — wenigstens erzählt man sich, nach den „Münchener Neuesten Nachrichten“, das reizende Geschichtchen dort so — besuchten zwei höhere Vertreter der japanischen Regierung, natürlich vor Kriegsausbruch, die weltbekannten Zeisswerke. Für alles hatten die Herren lebhaftes Interesse, sie liessen sich jede Kleinigkeit zeigen, aber das Betrachten allein schien ihnen nicht zu genügen, da sie, wie ein Angestellter der Werke bemerkte, unter ihrer Kleidung photographische Apparate verborgen trugen und alles Beachtenswerte verstohlen, und als habe es nichts Besonderes auf sich, aufnahmen. Der Mann machte von seiner Wahrnehmung einem höheren Geschäftsleiter Mitteilung, und der übernahm daraufhin die Führung der Fremdlinge und zeigte ihnen beinahe alles noch genauer, als es sein Vorgänger getan. Endlich war die ganze Fabrik durchschritten, und man war vor einer Tür, die schon durch ihre Aufschrift verriet, dass sie den Raum für die Durchleuchtung mit Röntgenstrahlen verschloss, angelangt. Hier nun wollten die Japaner unter tausend liebenswürdigen Worten des Dankes, da sie genügend gesehen und die Besichtigung all des vielen Hochinteressanten sie ermüdet habe, sich von ihrem Begleiter verabschieden. Aber der liess nicht locker und nötigte so schön und blumenreich, wie es eigentlich nur in der Heimat der Besucher üblich ist, zum Eintritt in den verschlossenen Raum. Und da nun die schon an und für sich schier unwiderstehliche Einladung durch das wohl zufällige Erscheinen mehrerer ausgesucht kräftiger Angestellter der Werke gewissermassen unterstützt wurde, blieb den beiden nichts übrig, als ihr Folge zu leisten. In der Kammer nun setzte der Führer, natürlich nur, um besser erklären zu können, alle Röntgenapparate in Tätigkeit, richtete die Strahlen auf sich und seine Begleiter, verdarb dadurch deren photographische Platten, da Röntgenstrahlen diese Wirkung haben, vollständig und entliess dann lächend, aber äusserst liebenswürdig die bitter enttäuschten Besucher.

brands. Er wollte bis an sein seliges Ende modellieren, doch es kam anders. Die Leidenschaft für Lydia Escher erwachte und das überreizte Hirn des Künstlers erfüllten phantastische Pläne, denen eine zeitliche geistige Störung zugrunde lag. Die Flucht Stauffers mit Lydia brachte ihn in den Verdacht, die Schwäche einer Unzurechnungsfähigen ausgenutzt zu haben. Stauffer wurde auf Grund der gänzlich unberechtigten Anklage wegen Unterschlagung verhaftet, in den Kerker geworfen und als Verbrecher gekettet in das Florentiner Gefängnis gebracht. Als man ihn endlich nach langen Wochen der Kerkerhaft entlassen musste, war seine Kraft gebrochen. Ein Ausbruch von Raserei machte seine Ueberführung in das Irrenhaus nötig.

Bei seiner Mutter in der Schweiz fand er scheinbar Genesung, machte aber bald einen Selbstmordversuch. Adolf Hildebrand ermutigte ihn dann, seine bildhauerische Arbeit wieder aufzunehmen. So kehrte Stauffer nach Florenz zurück und machte den Entwurf für das „Bubenbergdenkmal“ in Bern. Für das vorzügliche Modell, das heute im Baseler Museum steht, erhielt er nicht den Preis. Er starb am 24. Januar 1891 an einer zu starken Dosis Chloral, die er wegen seiner Schlaflosigkeit genommen hatte.

Goethe kein Deutscher! Die „Gazette des Ardennes“ bringt in ihrem „Register der Dummheiten“ die folgende ergötzliche Geschichte: Der „Sar“ Peladan, veröffentlicht in der „Revue hebdomadaire“ eine Studie über Goethe. Darin liest man folgendes: „Goethe hat Frankreich und Frau Marie geliebt, Deutschland, seine Feudalen, seine Reformation und seine Philosophie hat er gehasst, und er würde seine Kultur verflucht haben, wie er ihre Voraussetzungen verachtet hat; er ist also unser, und zwar nicht nur durch die Grösse seiner Gedanken, sondern vor allem durch ihre Uebereinstimmung mit unserer katholisch-griechischen Zivilisation.“ Goethe ist also von Herrn Peladan „debochiert“! Die „Action Française“ bemerkt zu diesem Artikel: „Wie eigentümlich oder paradox auch manche Urteile Herrn Peladans uns berühren mögen, in der Schlussfolgerung wird man mit ihm übereinstimmen: Goehte gehört nicht zum Germanentum, er gehört zur reinen Tradition des Humanismus“.

Ein neues Soldatenlied von Richard Dehmel. Der „Champagne-Kamerad“, die Feldzeitung der dritten Armee, zählt auch Richard Dehmel zu ihren Mitarbeitern; die neueste Nummer der Soldatenzeitung enthält von ihm das nachstehende Gedicht „Der Feldsoldat“, das nach der Melodie von „Steh ich in finstrer Mitternacht“ gesungen werden kann. Die volkstümlichen Verse lauten:

Hoch am Gewehr den Blumenstrauss,
So zogen feldgrau wir hinaus.
Der Weissdorn trug schon rote Beer'n;
Wann werden wir wohl wiederkehr'n?

Durch manche Stadt marschierten wir,
In manchem Dorf quartierten wir;
An manchem Friedhof ging's vorbei,
Der Kreuze stürzten viel entzwei.

Der graue Rock, der ist nun fahl;
Das Feld liegt wüst und welk und kahl.
An einem langen Massengrab
Stelzt eine Krähe auf und ab.

Wo einst der Weissdorn hold geblüht,
Da wird jetzt rotes Blut versprüht:
Aus einem schwarzen Trümmerherd
Stiert ein verlass'nes Wiegenpferd.

Wohl schickt die Heimat Liebesgab'n,
Wir freuen uns drauf im Schützengrab'n;
Es friert die Haut, es knurrt der Darm,
Ums Herze aber ist uns warm.

O Weissdorn mit den roten Beer'n,
Was wird der Frühling uns bescheer'n?
Das alles ruht in Gottes Hand.
Auch du, geliebtes Vaterland!

Ein starker Preusse. In den Erinnerungen des preussischen Generals F. von Eisenhart werden drollige Züge von einem preussischen Kraftmenschen, dem Preussischen Generalleutnant von Favrat, erzählt, der zur Zeit Friedrichs des Grossen im preussischen Heere diente und eine bewegte Vergangenheit hatte.

Eine Tat, die an die bekannten „Schwabenstreiche“ erinnert, leistete sich Favrat im Siebenjährigen Kriege. Ein feindlicher Offizier wollte ihm persöhnlich zu Leibe gehen; Favrat ersuchte ihn, von ihm abzulassen und rief ihm zu: „Monsieur, je plains votre sort!“ „Da tippte ich dem braven Manne ein wenig auf den Kopf mit meinem Säbel und hieb wahrscheinlich zu stark, denn er ging mitten durch bis auf die Brust!“ Als sich Favrat auf einer Inspektionsreise von Glatz nach dem damaligen Südpreussen befand, konnte sein mit acht Pferden bespannter Wagen zwischen Polnisch-Wartenberg und Kempen wegen der äusserst schlechten Wege nicht von der Stelle, soviel die Pferde auch angetrieben wurden. Der General sass lange ruhig im Wagen, bis ihm die Sache endlich doch sehr langweilig wurde. Er sprang hinaus, fragte woran es läge, zog sich die Uniform aus, und nachdem er befohlen, sobald er „Marsch“ kommandieren würde, alle Pferde auf einmal anziehen zu lassen, ging er hinter den Wagen, stemmte sich mit den Schultern zwischen den Hinterrädern unter die Achse, hob den schwer beladenen Wagen in die Höhe, kommandierte „Marsch!“, und sogleich zogen die acht Pferde den Wagen, den sie bis dahin nicht vom Fleck hatten kriegen können, weiter.

Als endlich dieser starke Preusse auf seinem Sterbelager lag, sass — einige Tage vor seinem Tode — der Arzt auf einem Stuhle am Bette des Kranken. Der Arzt fragte, ob der General sich sehr schwach fühle. Da fasste General von Favrat langsam den Stuhl des Arztes, hob ihn mitsamt dem darauf sitzenden Doktor in die Höhe und sagte lächelnd: „Ach ja, ileber Doktor, es wird mir doch schon recht sauer!“

Druck und Verlag: Wilnaer Zeitung, Kleine Stephanstrasse 23. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Joachim v. Specht, Wilna.

No. 4
Sonntag, 23. Januar 1916

Wilnaer Zeitung

Beilage

Das „feldgraue“ Theater.

Ein Mitarbeiter schreibt uns aus Lille: Deutsches Theater in Lille, in einer Stadt Frankreichs! Wer von uns Feldgrauen hätte vordem je daran gedacht, dass man noch einmal die steile Freitreppe dieses Prunkgebäudes hinaufgehen würde! Wohl niemand hat eine solche Möglichkeit geahnt. Jetzt aber erscheint uns das wie etwas Selbstverständliches, das wir alle mit Freude geniessen, denn ein Theaterabend bringt wieder frische Luft in das harte Einerlei des Kriegsdienstes. Und wir bedauern die etwas verschnupften Liller, die nun vor den Toren des grossen Gebäudes stehen und sich an den Gedanken gewöhnen müssen, dass die Vollendung des vor dem Krieg begonnenen Theater-Neubaus ein Werk deutscher Kulturarbeit ist. Deutsche Soldaten, Techniker, Handwerker und Künstler haben den in der Nähe des Bahnhofs neben der Börse gelegenen Prunkbau fertiggestellt, der mit den mit Brettern dicht genagelten Türen und Fenstern am Beginn des Krieges aussah, wie so viele beim Kampf um Lille zerstörten Gebäude. Und als der erste Weihnachtstag 1915 herankam, da hielt, einer Einladung des Gouvernements folgend, das Deutsche Theater in Hannover seinen Einzug in das prächtige Gebäude; als Eröffnungsvorstellung wurde Goethes „Iphigenie“ in Anwesenheit des bayerischen Kronprinzen Rupprecht gegeben. So hat deutscher Fleiss, deutsche Kunst mitten im Kriege und mitten in Feindesland eine neue Insel deutscher Kultur geschaffen.

Es ist ein wirkliches „Feldgraues Theater“ da entstanden, denn wie die Vollender des Baues Felgraue gewesen sind, wie an der Kasse und in den Wandelgängen Feldgraue stehen, so setzt sich auch das Publikum aus Feldgrauen zusammen. Lange Märsche haben unsere Soldaten oft zu machen, um einmal einer Vorstellung beiwohnen zu können, drei bis vier Stunden Marsch, oft direkt aus der Front, aus dem Schützengraben heraus. In bester Stimmung ziehen sie nach der Vorstellung, die schon am Nachmittage beginnt, wieder hinaus auf ihren schweren Posten.

Nach der „Iphigenie“ des ersten Weihnachtstages kam am zweiten Abend Schönthans „Raub der Sabinerinnen“ zur Aufführung. „Das ist noch 'mal ein Unterstand, den man sich gefallen lässt,“ meinte schmunzelnd ein wackerer Kanonier beim Verlassen des Theaters. Als drittes Stück gab es das Lustspiel „Die berühmte Frau“ von Schönthan und Kadelburg. Am nächsten Abend folgte ein Gastspiel des Düsseldorfer Schauspielhauses mit Hans Sachs, Kleist und Shakespeare! Die Hans Sachsiade vom „Kälberbrüten“ bildeten den Auftakt der lustigen Abende. Hierauf gab es Kleists „Zerbrochener Krug“ und Shakespeares ewig junger Faschingsschwank „Was ihr wollt“. Nicht mit Unrecht bemerkte die Liller Kriegszeitung dazu: „Das Stück eines englischen Schriftstellers, auf französischer Bühne, von Deutschen gespielt: wirklich, „was ihr wollt“, es ist alles da!“ Und warum sollte Shakespeare auch jetzt nicht von deutschen Künstlern gespielt werden? Wir haben uns ihn längst erobert. Und nur deutsche Künstler können ihn so geben, wie er gegeben werden soll. Unsere Feldgrauen aber haben bei den verschiedenen Komödien der Irrungen und Wirrungen herzlich gelacht und herzlich geklatscht . . .

Die Preisprüfungsstelle in Wilna. Bekanntlich besteht seit dem 10. Januar eine Preisprüfungsstelle für den Stadtbezirk Wilna, die unter anderem die Aufgabe hat, die Verkaufspreise für Lebensmittel und alle anderen in Wilna verkäuflichen Waren zu kontrollieren, auf die Einhaltung angemessener Preise hinzuwirken. Vorschläge über Festsetzung von Höchstpreisen zu machen und darauf zu achten, dass die Höchstpreise nicht überschritten werden. Dazu bedarf sie der Mitarbeit des Publikums. Es ist dringend erwünscht, dass sowohl die Zivilbevölkerung als auch das Militär alle Fälle von ungebührlichen Preisforderungen und Höchstpreisüberschreitungen dem deutschen Oberbürgermeister zur Anzeige gebracht werden, doch müssen diese Fälle genau bezeichnet sein.

Zwischen Wilja und Wileika.

Für den, der von der Front kommt und den sein Weg über Wilna führt, bedeutet diese Stadt etwas grosses und schönes. Man stellt sich ein Paradies vor, in dem man unerhörte Genüsse findet, wie sie die Phantasie des Feldsoldaten in ihren kühnsten Flügen mit dem Begriff Bett und gedeckter Tisch verbindet. In Wilna kann man alles kaufen, was man im Felde braucht, kann auf richtigen Strassen innerhalb einer beleuchteten grossen Stadt gehen. Man sieht wieder mal Häuser, richtige aus Stein gebaute Häuser mit mehreren Stockwerken; man kann in den reizenden kleinen Droschkenschlitten durch die verschneiten Strassen gleiten, vorüber an erleuchteten Cafés, aus denen Musik klingt. Ein Paradies — in dem man die erste Stufe zum Wieder-Mensch-Werden betritt. — Für den, der einige Zeit hier zu tun hat, und der sich mit der Zeit wieder an so köstliche Dinge wie Oefen, Messer und Gabel, Häuser gewöhnt hat, gibt es aber noch mehr zu sehen. Wilna ist nicht nur eine grosse Stadt, es ist auch sonst anders als die Städte, die wir bisher in diesem Teil Russlands kennen lernten, und die uns damals auch schon als herrliche Offenbarungen der Kultur erschienen, wie etwa Augustowo oder Mariampol.

Wilna, die Hauptstadt des Herzogtums Litauen, in der die Könige von Polen, die eine zeitlang gleichzeitig Herzöge von Litauen waren, mehrere Monate im Jahre residierten — und Litauen erstreckte sich ein Mal von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer! — Wilna, dessen Universität der geistige Mittelpunkt des östlichen Europas war, wo ein Erzbischof und ein Bischof sassen!

Man muss ziemlich aufmerksam suchen, um die Spuren dieser grossen Vergangenheit zu finden. Wenigstens solche Spuren, wie man sie aus dem Westen unseres alten Erdteils kennt. Krieg und Seuchen, Ueberfall und Revolution, Feuer und Schwert haben in dem alten Wilna gewütet, sinnlose Zerstörungswut hat hier ihre Orgien gefeiert.

So erscheint Wilna als der Felsblock im Meer, an dem jahrhundertelang die Wogen sich kreuzender Ströme verschiedener Kulturen von allen Seiten aufprallten, nagten und wühlten. Europa und Asien trafen sich hier und treffen sich noch heute. Nie war die Begegnung sanft. Sei es, dass wirklich gewappnete Heere aufeinanderstiessen, sei es, dass friedlichere, mehr im stillen, unhörbar arbeitende Einflüsse wirkten.

Was von der Burg Herzog Gedimins geblieben war, wurde im vorigen Jahrhundert von den Russen eines Tages zerstört. Die Geschichte Wilnas nennt uns keinen Grund. Sie sagt uns auch nicht, weshalb das herrliche Renaissance-Schloss, in dem die Könige von Polen residierten, bis auf den letzten Stein abgetragen werden musste. — Hier prallten Asien und Europa aufeinander. — Asien war stärker. Aber doch nicht stark genug, um Wilna ganz und endgültig ein Gepräge

Ilse und Else.

Roman

von

E. Krickeberg.

3. Fortsetzung.

Der Geheimrat war vorhin beim Erblicken Ilses wie erschrocken stehen geblieben und hatte sie unter finster zusammengezogenen Brauen beinahe fassungslos gemustert. Aber er hatte nicht so viele Jahre seines Lebens auf dem spiegelblanken Parkett des Hofes zugebracht, ohne die Selbstbeherrschung bis zur Meisterschaft ausgebildet zu haben.

„Hörte ich recht, ein Fräulein von Telken?“ fragte er verbindlich.

Er war ein grosser, hagerer Mann, mit einer schmalen, geschmeidigen Gestalt und würdevoller Haltung. Das auffallend blasse Gesicht war bis auf die beiden grauen Bartstreifen zu den Seiten der Backen glatt rasiert. Es zeigte energische, verschlossene Züge, schmale Lippen mit einem Ausdruck von Sinnlichkeit und wachsame, durchdringende Augen von einem wässerigen Blau unter stark gewölbten Brauen, die noch kohlschwarz waren und seltsam von dem fast weissen glattgescheitelten Haar abstachen. Diese Augen waren jetzt mit einem lauernd fragenden Ausdruck auf das junge Mädchen gerichtet, das blass und wie verschüchtert vor ihm stand.

„Der Name Telken klingt mir bekannt“, sagte er langsam, wie ausholend, nachdem Doktor Schweiger sie verlassen hatte.

Da ging ein Ruck durch ihren Körper, und ihre Gestalt straffte sich.

„Ich sollte meinen, dass er Ihnen bekannt klingt, Herr Geheimrat“, sagte sie eisig, „oder sollten Sie vergessen haben, dass mein Vater, der General von Telken, persönlicher Adjutant des Herzogs von Oldenfelden war, zur selben Zeit, als Sie die Stelle eines Geheimsekretärs bei Ihrer Durchlaucht, der Frau Herzogin Mutter, bekleideten?“

„Ah, also doch! — Gnädiges Fräulein werden verzeihen, wenn ich bei Nennung Ihres Namens nicht sogleich an den Herrn General dachte... Die Oldenfelder Zeit liegt schon eine Reihe von Jahren zurück, und mein Gedächtnis ist nicht eben gut.“

„Das glaube ich Ihnen nicht! Der Herr Geheimrat von Mellwitz vergißt nur, was er vergessen will.“

Sie sagte es gerade heraus, fast brüsk und sah ihn dabei mit offener Verachtung und Feindseligkeit an. Sie war jung und unerfahren, und er lächelte über sie, über diese unvorsichtige kleine Klavierlehrerin, die er nur ein wenig einzuschüchtern brauchte, um mit ihr fertig zu werden. Er hatte, solange er ihr gegenüber stand, noch keinen Augenblick seine vornehme Zurückhaltung eingebüßt. Jetzt strich er sich bedächtig mit der schmalen, weißen Hand über Wange und Kinn, und sie aus halb zugekniffenen Augen scharf anblickend, sagte er:

„Das Vergessenkönnen ist manchmal sehr viel wert, mein gnädiges Fräulein, zumal für uns Leute vom Hofe, das müssen Sie aus eigener Erfahrung wissen. Sie haben doch auch in nahen, sehr nahen Beziehungen zum Oldenfelder Hofe gestanden.“

Der Pfeil saß. Ilse erblaßte jäh, sie schien einen Augenblick zu wanken, aber sie raffte sich mit aller Gewalt zusammen, und als er sich jetzt beim Nahen seiner Tochter mit gönnerhafter Miene vor ihr verneigte und ein förmliches: „Es war mir eine große Ehre, mein gnädiges Fräulein!“ hinwarf, vermochte sie es über sich, ihm mit hocherhobenem Kopf den Rücken zu wenden.

„Ach, Fräulein von Telken“, drang es in demselben Augenblick in ihr Ohr, „es freut mich außerordentlich, daß Ihre so sehr beschränkte Zeit Ihnen doch einmal gestattet, ein paar Stunden der Geselligkeit zu widmen. Man muss in das Haus der Frau Kommerzienrat kommen, um Ihre Bekanntschaft zu machen.“

Malvida von Mellwitz stand mit dem unschuldigsten Gesicht und dem liebenswürdigsten Lächeln vor Ilse und bot ihr die Hand. Sie war einen ganzen Kopf kleiner als diese, dabei der ins Weichliche schlagende Typus der molligen Blondine. Ihrem Hang entsprechend, durch eine jugendliche Aufmachung über ihre vorgeschrittenen Jahre hinweg zu täuschen, hatte sie ein für den vertrauten Kreis viel zu elegantes mit kostbaren Spitzen besetztes Kleid von mattblauen Crepe-de-Chine angelegt. Den Hals trug sie wie immer frei, um seine glatte Schönheit zu zeigen, und ein Puff dunkelroter Nelken war geschickt so angebracht, daß neben dem tiefen Purpur das schimmernde Weiß der Haut besonders zur Geltung kam. Aehnlich war die kleine, bewegliche, üppige Tochter ihrem hageren, gemessenen Papa in keinem Zug. Man sagte, die verstorbene Gattin des Geheimrats sei die hübsche Tochter eines Bierbrauers gewesen, deren große Reichtümer dem Herrn Staatsbeamten mit seinen anspruchsvollen Neigungen lieber gewesen seien als die Frau, die sie ihm zubrachte. Das arme junge Weib hätte diese Erkenntnis nach der Geburt einer Tochter mit dem Leben bezahlt, und diese Tochter sei zwar äußerlich der Mutter Ebenbild, innerlich aber entschieden das des Vaters, nur weniger weltgewandt und kalt und viel weniger klug, aber desto koketter und berechnender.

Ilse hätte am liebsten die sich ihr so treuherzig entgegenstreckende, grübchengeschmückte weiße Hand fortgeschleudert, aber der Blick des Geheimrats war lächelnd auf sie gerichtet. Jeder harmlose Beobachter hätte meinen können, er habe seine Freude an dem Anblick der beiden verschiedenartigen jungen Mädchen. — Doch Ilse sah noch etwas anderes in diesem Blick, die versteckte Drohung. Und sie nahm die Hand seiner Tochter und spielte Komödie wie sie.

„Sie sind sehr liebenswürdig, gnädiges Fräulein, ich danke Ihnen.“

„Die Damen Schwarz singen ein großes Loblied von Ihrem Spiel und von Ihrer Tätigkeit als Lehrerin. Sie müssen sicher sehr viele Stunden am Tage erteilen — strengt Sie das nicht sehr an?“

„Es ist nicht so schlimm, gnädiges Fräulein!“

Der Professor stand im Gespräch mit Doktor Schweiger in der Nähe. Er wandte jetzt den Kopf

zu geben. Und gerade das macht die Stadt so merkwürdig. Polen und Litauen, Deutschland und Russland, Byzanz und Frankreich — alle könnten Wilna ganz oder teilweise für sich beanspruchen. Kulte und Religionen hausen nebeneinander, die Kultureinflüsse mehrerer Länder und mehrerer Jahrhunderte stehen gegeneinander. So wird das Bild der Stadt wirr, schwer übersehbar. Einst war es anders. Da konnte man reinlich unterscheiden, wo polnischer oder litauischer Einfluss wirkte. Als die Russen kamen, purzelte alles durcheinander, wurde zertrümmert und niedergerissen, — um nur teilweise wieder aufgebaut zu werden.

Man wollte aus Wilna eine Grossstadt machen, und es wurde eine grosse Stadt mit ganz kleinstädtischem Charakter. Eine russische Stadt, in der grosser Reichtum unvermittelt neben dürftigster, unverhüllter Armut steht, wo hohe Bildung und Gesittung neben krassester Unbildung haust. Französisch-elegante Friseure in steinernen Palästen, dumpfe, halbverfallene Hütten des Elends; strahlende Bogenlampen über dem dörflichen Pflaster und den tiefen, offenen Rinnsteinen, in denen bei Tauwetter ein kleiner Giessbach rauscht. Zierliche Marienburger Gothik und öde Kälte nichtverstandener neu-byzantinischer Kuppeln. Rennaissance in ihrer schönsten Offenbarung über geschmacklos als bunter Marmor angemaltem Holz. Adelsklub und Ghetto — alles haust neben- und durcheinander. Und über allem ragen die Türme unzähliger Kirchen und Kapellen in den grauen Winterhimmel. Sie geben der Stadt ihr Gepräge — ohne dass auch da ein einheitlicher Styl vorherrschte.

Wilna heisst die Stadt der Kirchen. Kirchen, Kapellen und Klöster; römisch- und griechisch-katholisch, polnisch, russisch, deutsch; sie fallen übereinander. Wenn man oben vom Schlossberge auf die Stadt heruntersieht, glaubt man noch in der dünnen Winterluft das Getöne und Gebimmel der Glocken und Glöckchen zu hören. Freilich, die Glocken sind meist fort. Auch sie sind als Opfer des Krieges wie so vieles andre, verschwunden. Wie eigenartig, wenn in der Dämmerung die polnische Kathedrale von ragenden Barocktürmen herab mit dünnem Stimmchen zur Andacht ruft.

Die Kirchen geben der Stadt ihr Gepräge. Mehr noch: Sie sind für den Geist des Landes — wie in jeder anderen russischen Stadt — bezeichnend. Wir sind hier in einem Lande, in dem die Religion nicht nur von Staats wegen, wie oft geglaubt wird, eine Hauptrolle spielt. Hier sind die Menschen einfacher, weniger kompliziert als im Westen. Sie sind aufrichtig fromm. Mögen es Katholiken oder Juden sein. Auch für die Juden steht hier die Religion im Vordergrunde. Hier wird nicht nur der Sabbath rein äusserlich streng eingehalten, auch alle anderen religiös-traditionellen Bräuche werden gewahrt. Und dadurch, nicht allein durch die Zahl — die heute im Verhältnis zum Frieden noch grösser ist — sehen wir in Wilna etwas von uns kaum gekanntes: eine jüdische Stadt. Die Juden bilden jetzt das vermittelnde Element, da sie zum grössten Teil des Deutschen kundig sind.

Beim ersten Gang durch die Strassen begegnen wir auf Schritt und Tritt an den jüdischen Läden deutschen Firmenschildern. Mögen sie noch so unbeholfen sein, mögen wir manchmal hell auflachen, wenn statt Hüten laut Schaufensterbezeichnung „Hütten,“ die nicht ganz leicht auf den Kopf zu stülpen sind, angepriesen werden, der Weg zur Verständigung ist da und geschieht es noch lachender Weise, um so besser, der Humor ist in Wilna auch in ernstester Zeit nicht geschwunden und — der Spaziergänger, der ja frohen Auges die Welt betrachten soll, wird sich zurechtfinden.

Neunfacher Raubmord bei Lublin. „Nowa Reforma“ meldet: Im Dorfe Rozkopaczew bei Lubartow nächst Lublin überfielen Banditen das Haus des Kaufmannes Grünblatt und ermordeten mit Axthieben den Kaufmann, dessen Frau und sechs Kinder im Alter von 5 bis 16 Jahren sowie einen Mann, der aus dem Nachbardorfe bei ihnen übernachtete. Nur der älteste Sohn des Kaufmannes, der damals gerade in Lubartow weilte, ist von der ganzen Familie gerettet worden. Erst früh morgens entdeckte man den Massenmord. Sieben Leichen lagen in Blutlachen in der ersten Stube, zugedeckt mit den während der Plünderung aus den Schränken geworfenen Kleidungsstücken. Zwei Kinder fand man ermordet im Korridor. Die Gendarmerie leitete eine energische Untersuchung ein.

Ein furchtsamer Divisionschef. Einer Meldung Lyoner Blätter aus Nancy zufolge, wurde der Divisionschef der Präfektur Nancy von dem Präfekten des Departements Meurthe et Moselle, Mirman, seines Amtes enthoben, da dieser aus Furcht nach der Beschiessung der Stadt am 4. Januar seinen Posten verlassen hatte.

Der russische Staatshaushalt. In wie ausserordentlichem Masse der Krieg den russischen Staatshaushalt in Unordnung gebracht hat, ergibt sich aus einigen amtlichen Mitteilungen, die sich einstweilen allerdings nur auf die ersten sieben Monate des verflossenen Jahres beziehen. Sie geben aber deshalb ein besonders bezeichnendes Bild, weil hierbei sieben Kriegsmonate des Jahres 1915 mit den sieben Friedensmonaten von 1914 in Vergleich gestellt werden, woraus ist zu ersehen, dass die ordentlichen Einnahmen des russischen Budgets in dem genannten Zeitraum einen Ausfall von nicht weniger als 482,08 Millionen Rubel erlitten haben.

Der grösste Teil davon entfällt der „Kölnischen Zeitung“ zufolge auf Mindereinnahmen aus Staatsmonopolen, die Rbl. 442,87 Mill. weniger erbrachten. Dabei kommt wohl in der Hauptsache der Ausfall in Betracht, der durch das Branntweinverkaufsverbot entstanden ist. In den ersten sieben Monaten 1915 betrugen die entsprechenden Erträge aus Staatsmonopolen nur Rbl. 116.18 Mill. gegen Rbl. 559.05 Mill. in der gleichen Vorjahrszeit. Im nämlichen Zeitraum erbrachten die indirekten Steuern Rbl. 102.62 Mill. weniger, ein Beweis, wie die Leistungsfähigkeit der Bevölkerung im Kriege gelitten hat. Dagegen wurden aus Gebühren und Verkehrssteuern infolge Erhöhung der Sätze Rbl. 92.98 Mill. mehr vereinnahmt. Es ist als sicher in Aussicht zu nehmen, dass der in den ersten sieben Monaten 1915 zu verzeichnende erhebliche Ausfall in der endgültigen Abrechnung des Restes des Jahres 1915 weiter stark wachsen wird, während diesem Mindererlös noch die gewaltige Steigerung der Ausgaben infolge des Krieges gegenübertritt, sodass das ordentliche Budget jedenfalls in seiner Endabrechnung ein grosses Defizit zu verzeichnen haben wird.

Erneuter Kursrückgang der französischen Rente. Die dreiprozentige französische Rente, die vor einigen Wochen bei ihrem andauernden Rückgang zeitweilig auf 63,75 verharrte, ist seit einigen Tagen erneut in rückgängige Bewegung geraten. Der Kurs stellte sich am 17. Januar auf 63,10.

Grosse Preissteigerung am Bakuer Petroleummarkt. In den letzten Wochen sind infolge der Knappheit an Heizmaterial in Russland die Preise für Rohöl, das jetzt allenthalben in der Industrie zu Heizzwecken verwendet wird, sprunghaft gestiegen. Leichtöl wurde mit 56,5—59, Schweröl 56,5—59, Rückstände 57—60, Kreosin 55—59 Kop. das Pud bezahlt. Für die nächste Zeit wird infolge der steigenden Löhne und Materialpreise eine weitere Preiserhöhung erwartet. Die Novemberförderung ist um 6 v. H. hinter der des Vorjahres zurückgeblieben.

Russisches Papierkleingeld. Nachdem sich das vor einigen Monaten ausgegebene Papierkleingeld, zu dem die Druckstempel der Briefmarken verwendet wurden, im Verkehr nicht bewährt hat, gibt jetzt die russische „Expedition für Staatspapiere“ endgültige kleine Scheine für alle Wertstufen heraus, die sonst in Silber oder Kupfer ausgeprägt werden. Die Scheine im Wert von 1, 2, 3 und 5 Kopeken, die bereits in Verkehr gesetzt sind, haben eine Grösse von 4 zu 10 Zentimeter. Die übrigen Wertstufen (10, 15, 20 und 50 Kopeken) scheinen nach den bisher vorliegenden Nachrichten etwas größer gehalten zu werden. Die Kopekenscheine dürften, abgesehen von Notgeldausgaben in belagerten oder vom Feinde besetzten Städten, das kleinste Papiergeld sein, das während des Weltkrieges und vielleicht überhaupt jemals ausgegeben wurde. Ueber die Menge der in Umlauf gesetzten Kleingeldscheine fehlt nach wie vor jede Angabe.

Japans Aussenhandel. Im November 1915 betrug die Ausfuhr Japans 68 860 000 Yen, das sind 27 Millionen Yen mehr als im gleichen Monat des Vorjahres. Für die ersten elf Monate 1915 ergibt sich ein Ausfuhrüberschuss von 148 490 000 Yen, während in der gleichen Zeit des Vorjahres ein Einfuhrüberschuss von 40 410 000 Yen zu verzeichnen war.

Einem hervorgetretenen Bedürfnisse entsprechend, hat die Landwirtschaftskammer für die Provinz Ostpreussen dem Beispiele anderer Landwirtschaftskammern folgend, mit Beginn des Jahres 1916 in ihrer Hauptverwaltung eine „Landwirtschaftliche Beratungsstelle für Kriegsbeschädigte“ eingerichtet.

---

und sandte einen flüchtigen Blick über die beiden jungen Mädchen.

„Brrr! — Für mich wäre es jedenfalls schrecklich, dem ersten besten dummen Gör Lust und Liebe zur Musik einzupauken.“

„Das ist ja eigentlich auch nicht mein Beruf, das Einpauken von Lust und Liebe zur Musik,“ sagte Ilse mit unerschütterlicher äußerlicher Ruhe, während ihr das Rot innerer Erregung das Gesicht färbte. „Sie sollen vorhanden sein, und ich habe sie nur auszubilden. Daß sie manchmal größer sind als das damit verbundene Talent, damit haben wir Musiklehrer uns allerdings abzufinden.“

„Ja, und das ist eben das Oede und Langweilige dabei. — Ich jedenfalls könnte mich nicht daran gewöhnen.

„Nun, gnädiges Fräulein, Sie haben ja auch nicht nötig, Geld zu verdienen.“

„Gott sei Dank, nein! Ich wäre auch dazu nicht imstande. Ich bin viel zu dumm dazu.“

Sie warf kokett und selbstbewußt lächelnd den Kopf in den Nacken und sagte dann unvermittelt: „Jedenfalls ist es sehr nett von meinem Vetter, daß er Sie veranlaßt hat, heute abend hier zu sein.“

Ilse sah sie groß an. „Ihr Vetter? — Wenn Sie damit den Herrn Professor Herrmann meinen, so kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß er eben so wenig von meinem Hiersein heute abend gewußt hat, wie ich von dem seinen.“

Mally lachte hell auf. „Fräulein von Telken, das klingt ja förmlich entrüstet! Hahaha! Warum eigentlich? Mein Vetter war bei Ihnen unmittelbar bevor wir hierher fuhren, also da ist es doch ganz selbstverständlich, dass Sie von der Verlobungsfeier gesprochen haben... Und dass Sie im Hause Schwarz zu jeder Zeit angenehm sind, das wissen Sie ja.“

„Gnädiges Fräulein, das klingt ja fast, als ob Sie ein geheimes Einvernehmen zwischen mir und dem Herrn Professor argwöhnten“ rief Ilse entrüstet. „Ich muss mich ganz entschieden dagegen verwahren, — dass“....

In dem Augenblick wandte sich der Professor, der noch immer unweit neben Dr. Schweiger stand, herum und fragte, seine Cousine scharf fixierend: „Was soll das eigentlich von dir heissen, Mally? Was bezweckst du mit diesem törichten Geschwätz?“

„I du liebe Zeit! — Ich mache einen harmlosen Scherz, und ihr bauscht ihn zu einer Haupt- und Staats-Aktion auf. — Das ist verdächtig Vetterchen!“ Sie lachte wieder ihr geziertes Backfischlachen und drohte ihm schelmisch.

„Ich muss dir überlassen, dich damit abzufinden,“ sagte er kalt. — „Die Frau Kommerzienrat hat zu Tisch gebeten. Wollen Sie mir Ihren Arm geben, Fräulein von Telken?“

Ilse zögerte. „Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Professor, aber ich muss Sie bitten“....

„Da gibt es weder ein Aber noch etwas zu bitten,“ unterbrach er sie ein wenig ungeduldig. „Die Hausfrau hat bestimmt, und wir haben uns zu fügen.“

Malvida stand, schoss giftige Blicke auf Ilse und biss die Lippen.

Aber da kam ein junger Offizier, ein Neffe der Hausfrau, eilfertig auf sie zugestürzt und bot ihr den Arm. Und während sie innerlich vor Aerger kochte, nahm sie den Arm mit einer Liebenswürdigkeit, als ob der kaum dem Kadettenkorps entwachsene kleine Leutnant just der wäre, auf den sie sehnlichst gewartet hätte.

„Meine liebe Käte hat es gut gemeint, aber wie ich glaube, nicht gut damit getan, dass sie uns zu Tischnachbarn bestimmt hat,“ sagte Ilse, während sie mit dem Professor nach dem Speisesaal schritt. „Fräulein von Mellwitz scheint mich ohnehin mit Misstrauen zu betrachten.... Wenn es nicht gar so abgeschmackt wäre, müsste ich meinen, sie sei eifersüchtig auf mich.“

„Und Sie weisen natürlich die blosse Idee, dass Beziehungen zwischen uns bestehen könnten, mit Entrüstung von sich.“

„Auch die freundschaftlichen Beziehungen? — Ich habe bisher immer geglaubt, dass Sie mich als Ihren Freund betrachteten.“

„Den Freund unseres Hauses, ja. Und ich danke Gott dafür, dass ich das darf. Aber das berechtigt mich nicht dazu, Ihrem Fräulein Cousine Enttäuschungen zu bereiten.“

„Sie müssen das, was meine Cousine sagt, nicht so tragisch nehmen. Sie ist manchmal noch ein bisschen kindisch trotz ihrer reifen Jahre. Aber man darf nicht allzu streng mit ihr ins Gericht gehen; bei ihrer Erziehung konnte sie sich kaum anders entwickeln. Ihrem Wesen fehlt das Ausgeglichene und Harmonische. Ihre Mutter ist bald nach ihrer Geburt gestorben, ihr Vater hat nicht wieder geheiratet. Er war so vollständig von dem Hofleben in Anspruch genommen, dass er Zeit weder dafür, noch für sein Kind hatte. So ist Malvida von Jugend an auf Fremde angewiesen gewesen, die natürlich ein Interesse daran hatten, sie zu verwöhnen. Von ihrem zehnten bis zu ihrem zwanzigsten Jahr hat sie dann in einem Institut mit fast nonnenhaften Tendenzen gelebt, um aus ihm unvermittelt in die grosse Welt hinauszutreten. Alle diese Widersprüche in ihrem Leben sind natürlich nicht spurlos an ihr vorübergegangen, man muss ihr gerechterweise manches nachsehen. Ein Trost ist, dass sie sich trotz der Verkehrtheit ihrer Erziehung ihre Herzensgüte und Reinheit bewahrt hat. Sie ist im Grunde ein liebes, anhängliches Geschöpf.“

„Sie ist ein liebes, anhängliches Geschöpf“, klang es in Ilse wieder, und sie senkte den Kopf.

Sie mussten beide den ganzen Saal durchschreiten, um zu ihrem Platz zu gelangen, und Käte, die bereits mit ihrem Bräutigam wartend an der Tafel stand, stiess ihn an und sagte begeistert: „Sieh nur, Albrecht, welch schönes Paar, wie für einander geschaffen! Ilse passt zehnmal besser zu ihm als der Posaunenengel Malvida.“

Er machte ein Gesicht, als ob er eine Spinne verschluckt hätte.

„Du hast recht! Wir müssen ihm diese Mellwitz auch entschieden noch abgewöhnen“, erklärte er.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ei.

Von

S. Paul.

Gestern gab's bei uns ein Ei — nicht etwa Eier — sondern ein Ei. Zu unserer Entschuldigung (wir sind keine Protzen) führe ich an, dass dieses Ei nicht etwa gekauft, sondern von einer mehrere Hühner besitzenden Verwandten in einem Wertpaketchen übersandt worden war.

Also: Die Kinder sassen am Tisch, die Grosseltern waren eingeladen (bitte ein Stündchen nach dem Abendbrot) und die Frau stand in der Küche und kochte das Ei, was sie tüchtigerweise dem Dienstmädchen nicht anvertrauen wollte. Inzwischen bewirtete ich die Eltern und Kinder mit einigen Kleinigkeiten. Die Kinder hatten eigentlich schon gegessen, sie waren nur wegen des Eis aufgeblieben.

Plötzlich stürzte meine Frau in die Esstube: wie spät es sei, sie habe vergessen, nach der Uhr zu sehen, als sie das Ei in das kochende Wasser legte. Mein Vater bemerkte sehr richtig, dass es ihr unter diesen Umständen ganz gleich sein könne, wie spät es jetzt sei. Aber meine Frau war ganz wild vor Aufregung und schrie nur: „Sagt Ihr mir nun, wie spät es ist oder nicht?"

Damit zog ein jeder seine Uhr. Ich sagte: zehn Minuten nachP halb, mein Vater meinte: fünf vor dreiviertel, mein Sohn: zwanzig Minuten vor voll. Und wir sagten es alle gleichzeitig. Da zürnte sie: „Wenn Ihr nicht mal Eure Uhren in Ordnung halten könnt, dann bleibt mir alle gestohlen —" Und sie verschwand.

Nach fünf Minuten kam sie wieder. Sie hatte ein silbernes Schüsselchen hervorgesucht, darauf ein vergoldetes Eierbecherlein stand. Und da drinn steckte das Ei. Der Eierbecher war ein Familienerbstück; mein Urgrossvater hatte ihn zu seinem 70. Geburtstag geschenkt bekommen.

Niemand, so lange man in der Familie denken konnte, hatte je aus diesem kostbaren Becher wirklich ein Ei genossen. Mir war es bestimmt.

Mit einer ihrer sanft behaglichen Bewegungen stellte meine Frau das Gerät vor mich hin und sagte:

„Iss das Ei."

Ich hielt mich zu einiger Abwehr verpflichtet:

„Ich allein — wir sind doch zu sechst —"

„Mach doch keinen Unsinn!" sagte Papa ärgerlich. „Du wirst es zwingen können —" und sah dabei mit unverhohlener Neugier auf die anmutig tadellosen Rundungen, die jedem Huhn gelingen, sofern es sich ernsthaft mit der Fortpflanzung beschäftigt.

Schweren Herzens schritt ich zur Oeffnung und setzte das Messer an, um mit einem wohlgezielten Hiebe den Kopf abzutrennen. Entsetzt fiel mir Papa in den Arm.

„Aber was machst Du denn, Junge —"

„Ich haue dem Ei den Kopf ab —"

„Habe ich Dich gelehrt, auf diese Weise Eier zu öffnen —"

„Aber Papa, ich bin 37 Jahre alt —"

„Das ist ganz egal, man schlägt mit dem Löffelrücken die Spitze sanft ein und puhlt dann die Schale ab."

Jetzt legte sich meine Frau ins Zeug.

„Entschuldige Papa, nimm mir's nicht übel, Du hast keine Ahnung, wie man heutzutage Eier isst."

„Das ist doch noch schöner" — der alte Herr bekommt einen roten Kopf.

„Ich hau auch immer ab" — kräht mein Sohn. „Mein Vati hat mir's so gezeigt!".

„Wirst Du mal den Sohn behalten, Du Dreikäsehoch!" kommandiert die Grossmama.

„Eine feine Erziehung —" dröhnt der Alte.

Bumstrallera — dreimal hatte ich zum Hauen angesetzt — da lag's — die Spitze auf dem Teppich, das Ei auf dem Tischtuch.

„Da hast Du's." höhnt es triumphierend von Großmutter her.

„Ich hab's ja kommen sehen!" Grosspapa sagte es ganz leise, an der Welt verzweifelnd.

„Aber das macht doch nichts", sagte ich ganz unschuldig. „Es ist ja nichts passiert, das Ei ist ja ziemlich hart."

„Ziemlich nennst Du das?" stichelt Grossmama mit einem Blick auf die Schwiegertochter. „Steinhart kann man wohl sagen —"

Nun muss ich mich wieder vor die Frau stellen.

„Nein, Mama, es ist wirklich ein ziemlich weiches hartes Ei."

„Dazu hätte sich Deine Frau nicht dreiviertel Stunde persönlich in die Küche zu stellen brauchen."

„Im Gegenteil, Mama, hätte sie weniger Zeit gebraucht, so wäre es viel zu weich geworden."

„Du isst doch weich viel lieber —"

„Ja, aber wär's weich gewesen, so wär's doch über die Decke gelaufen —"

„Du hättest es ja auch nicht auf die neumodische Weise zu köpfen brauchen —"

Da haut eine Faust auf den Tisch.

„Nun iss schon, zum Himmeldonnerwetter!"

Also ich esse, den ersten Bissen.

Papa fragt ganz sanft: „Wie schmeckt es denn?"

„Willst Du nicht auch mal probieren, Papa?"

„Ich esse keine harten Eier," tönt es abweisend zurück. „Ich wollte nur wissen, wie es schmeckt."

„Danke, danke — es schmeckt, wie ein Ei eben schmeckt."

„Weisst Du —" meint Grossmama, die ihre Ruhe wiedergefunden, zu meiner Frau, „Du hättest das Ei doch etwas anders zubereiten müssen. Wo die Eier so selten sind, hättest Du es irgendwie garnieren müssen. Entweder mit Gemüse, oder Sardellen, oder mit Remouladentunke —"

„Aber Mama, zu der braucht man so viel Eier —"

„Dann macht man eben eine falsche Remouladentunke. Uebrigens hätte ein bischen braune Butter —"

„Butter?!"

„Mutter!"

Papa träumt vor sich hin:

„Ein Setzei wäre auch nicht schlecht gewesen. Denn eine so grosse Delikatesse hätte auch eine entsprechende Unterlage von Speck vertragen —"

„Oder von Filetbeefsteak —" meint mein Junge boshaft.

„Auch nicht schlecht —," sagt Vater und lächelt in seligen Erinnerungen

Da werde ich fuchsteufelswild und schreie:

„Entweder esse ich — oder Ihr esst; aber das fortwährende Dreinreden verbitte ich mir!"

Nun ist alles mucksmäuschenstill, während ich langsam, grämmchenweise das Ei esse, bis kein Häutel übrig ist.

„Nun wie war's —" sagte der alte Herr blinzelnd.

„Für sechsunddreissig Fennje das Stück —" kräht der Junge dazwischen.

Da klopfte ich ans Bierglas, erhob mich und sprach folgendes:

„Hochverehrte Anwesende, ich erlaubte mir schon vorhin zu bemerken: dies Ei schmeckt nach einem Ei, wobei eben die Frage die einzig entscheidende ist, ob die Seltenheit und der erhöhte Preis imstande ist, auch den Reiz zu steigern. Ich glaube es nicht. Denn so sehr wir das frische Ei seines Wohlgeschmacks wegen lieben — dieser Geschmack ist sozusagen ein allgemeiner. Wir mögen ihn höher stellen, inniger lieben als den mancher Delikatesse — aber diese hat das Aparte für sich. Und ich bin fest überzeugt, dass ein solcher Reiz sich nicht verflüchtigen wird, auch wenn durch irgend welche Umstände der Preis heruntergeht oder im Verhältnis zu anderen Lebens- und Genussmitteln niedrig wäre. So bleibt dem Ei nichts übrig, als ein Ei zu bleiben, und ich musste es mir ernsthaft überlegen, ob es nicht Verschwendung am falschen Platze sei, auch Euch mit dieser zwar herrlich, aber doch nur „allgemein" wohlschmeckenden Gabe zu erfreuen. Mit Rücksicht auf meine etwas geschwächte Finanzlage will ich Euch nun eine Kleinigkeit zu kosten geben, die früher wohl dreimal so viel wie ein Ei kostete, während sie heute kaum den Wert eines halben Eis hat. Meine Gabe ist also nur bescheiden —"

Ich drückte auf einen Knopf.

„Aber es interessiert mich nur, zu beweisen, dass die Billigkeit dem Reiz nicht schadet —"

Da trat das Mädchen ein und trug triumphierend auf flacher Schale ein Dutzend Austern herein. Darauf ertönte ein „Ah" von solcher Begeisterung, dass ich es für philiströs gehalten hätte, meine Rede zu Ende zu halten.

Die Anzeigen der deutschen Firmen in dieser Ausgabe der „Wilnaer Zeitung" sind durch die Firma Haasenstein & Vogler A.-G.-Berlin vermittelt.

347. Hamburger Staats-Lotterie.

100000 Lose, 46020 Gewinne und 8 grosse Prämien. Zur Auslosung gelangen Es gewinnt fast jedes zweite Los.

13 Millionen 731000 Mark.

Grösster Gewinn im glücklichsten Falle:

Eine Million Mark.

Höchste Gewinne ev.

Mark 900000	Mark 880000	Mark 860000	Mark 840000	Mark 820000
„ 890000	„ 870000	„ 850000	„ 830000	„ 810000

Zusammenstellung der Gewinne und Prämien:

Prämie I	Mark	500000	—	Mark	500000
Prämie II	„	300000	—	„	300000
1 Gewinn	„	200000	—	„	200000
1 „	„	100000	—	„	100000
1 „	„	90000	—	„	90000
1 Prämie	„	80000	—	„	80000
1 Gewinn	„	80000	—	„	80000
1 Prämie	„	70000	—	„	70000
1 Gewinn	„	70000	—	„	70000
1 Prämie	„	60000	—	„	60000
1 Gewinn	„	60000	—	„	60000

1 Prämie	Mark	50000	—	Mark	50000
1 Gewinn	„	50000	—	„	50000
1 Prämie	„	40000	—	„	40000
1 Gewinn	„	40000	—	„	40000
1 Prämie	„	30000	—	„	30000
1 Gewinn	„	30000	—	„	30000
7 Gewinne	„	20000	—	„	140000
3 „	„	15000	—	„	45000
16 „	„	10000	—	„	160000
1 Gewinn	„	7500	—	„	7500
1 „	„	6000	—	„	6000
56 Gewinne	„	5000	—	„	280000

2	Gewinne	Mark	4000	—	Mark	8000
128	„	„	3000	—	„	384000
2	„	„	2500	—	„	5000
212	„	„	2000	—	„	424000
5	„	„	1500	—	„	7500
525	„	„	1000	—	„	525000
639	„	„	500	—	„	319500
150	„	„	400	—	„	60000
90	„	„	300	—	„	27000
44174	„	„	250, 220, 200, 175, 150, 125, 100, 75 und 35.			

Ferner 10000 Freilose à 10 Mark.

Preis der Originallose II. Klasse einschliesslich deutschen Reichsstempels beträgt:

Die Lotterie besteht aus sieben Klassen

1/8 Originallos M. 3.50 | 1/4 Originallos M. 7.—. | 1/2 Originallos M. 14.—. | 1/1 Originallos M. 28.—.

Die Ziehung **II. Klasse** findet am **2. und 3. März** statt.

C. F. Gottlob, (Staats-Lotterie-Büro) Hamburg, Hauptgeschäft: Elebeken 2.

Die Gewinn-Aussichten sind so grosse, dass man die Beteiligung an der **Hamburger Staats-Lotterie** auf das Wärmste empfehlen kann. Keine **andere Lotterie** bietet einen so grossen **Höchstgewinn!** Schon in der zweiten Klasse kann auf 1/1 Los zum Preise von M. **28.**— ein Gewinn von evtl. M. **60000** erzielt werden. Bei den folgenden Klassen steigern sich die Gewinn-Aussichten in namhaftester Weise bis zu einer Höhe von eventuell

Mark 1000000 in der letzten Klasse!

Schon oft hatte ich das Vergnügen, meinen Kunden die allergrössten Treffer auszahlen zu können.

35]

Hier bitte abtrennen!

Auftrags-Brief
an das Lotterie-Büro
C. F. Gottlob in Hamburg 36.
Ersuche um Zusendung von
.... Los
der garantierten Hamburger Staats-Lotterie.
Den Betrag dafür:
Mk. ....
erhalten Sie anbei — erhalten Sie gleichzeitig per Postanweisung — wollen Sie per Nachn. erheben. (Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.)

Grösster Gewinn 7. Klasse eventuell Mk. 1000000

Name: ....
Beruf: ....
Wohnort: ....
Postbezirk: ....
Bemerkungen: ....

Bitte deutliche Adresse!

W.Z.

Einkauf
Landwirtschaftlicher Maschinen
zu vorteilhaften Bedingungen durch die
Deutsche Landwirtschaftliche Treuhandbank A.-G.
Berlin S.W.11 Königgrätzerstraße 28
Telegrammadresse: Landtreuhand Berlin

Fensterglas
sowie sämtliche anderen Gläser,
bei **Waggonbezug** Vorzugspreise.
Robert Siebert
Königsberg i. Pr. [47
Vordere Vorstadt 14. Telephon 665.

Papiergeschäfte, Händler, Gastwirte
verlangen Sie gratis und franko
Preisliste mit Engros-Preisen über
Oster- und Pfingstkarten, Ansichtskarten von Wilna, Grodno, Kowno, Warschau usw. Kriegspostkarten und Feldpostartikel.
A. Schrade, Königsberg i. Pr. 4.
Schließfach 38. — Telephon 1827.

Norddeutsche Creditanstalt
Königsberg i. Pr.
Aktienkapital und Reserven Mark 28.000.000.—

DANZIG • POSEN • STETTIN

Allenstein, Bromberg, Culmsee, Elbing, Insterburg, Thorn, Bütow i. Pomm., Gumbinnen, Hohensalza, Kolberg, Langfuhr, Lötzen, Oliva, Tiegenhof, Zoppot.

Geschäftsstelle: **Libau** (Kurland).

Besorgung aller Bankgeschäfte.

Otto Anhuth
Königsberg i. Pr., Steindamm 76-78.
Fernsprecher 666 und 6996.
Lager in Eisenwaren, Werkzeugen, Waffen, Jagd-Utensilien und Haus- und Küchengeräten.
Empfiehlt:
Sämtliche Artikel für den Forstbetrieb. Sämtliche Werkzeuge für Schmiede, Tischler, Stellmacher, Sattler und Schuhmacher.
Großes Lager in H-Stollen und Hufnägeln.

Unbelegtes und belegtes
Spiegelglas
Fensterglas, Glaserkitt, Werkzeuge
billigst bei
C. E. Stoermer, Königsberg i. Pr.
Alter Garten 58. :: Fernspr. 42.